standardizacije delnjoserbskeje spisowneje rěče z tendencami jeje slawizacije a intelektualizacije na přeswědčace a zrozumliwe wašnje předstajene.

We wosmym kapitlu zjimaja so spóznaća z předchadźacych kapitlow wo přičinach a rozměrach hornjoserbskeho wliwa na wutwar leksikaliskeho pokłada delnjoserbskeje spisowneje rěče a wo tutón proces přewodźacych zjawach (slawizacija, intelektualizacija, demokratizacija, rěčna interferenca). Na někotre tu wuprajene pozicije awtorki je recensent na předchadnych městnach hižo skedźbnił.

Knize je přidaty nimo zapisa ekscerpowanych – ćišćanych a archiwaliskich – žórłow a wužiwanych skrótšenkow tež wobšěrny spis wužiwaneje a w pojednanju citowaneje literatury, kiž swědči wo wobhonitosći a wědomostnej swědomitosći awtorki tuteje zajimaweje a ważneje publikacije.

Helmut Faska

Susanne Hose (Hrsg.): Zeitmaschine Lausitz. Raum-Erfahrungen – Leben in der Lausitz. Nazhonjenja z rumom. Nazgónjenja z rumom. Ein Lesebuch. Mit Unterstützung des Sorbischen Instituts/Serbski Institut Bautzen. Verlag der Kunst Dresden in der Verlagsgruppe Husum 2004, 143 Seiten, Abb.

„Raum-Erfahrungen – Leben in der Lausitz“ ist 2004 als siebentes Buch einer Reihe erschienen, die im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land in Großräschen herausgegeben wird. Die Buchkataloge begleiten die Ausstellungen, die unter dem gemeinsamen Titel „Zeitmaschine Lausitz“ stattfinden. Bisher sind folgende Bände erschienen: 1. Vom „Pfützenland“ zum Energiebezirk. Die Geschichte der Industrialisierung in der Lausitz, 2. Arbeitswelt und Alltag. Der Werkfotobestand des Kunstgussmuseums Lauchhammer, 3. Lausitzer Glas – Weißwasser, Wagenfeld und Bundtzen, 4. Werkssiedlungen – Wohnformen des Industriezeitalters, 5. Zwischen Autobahn und Heide – Das Lausitzbild im Dritten Reich, 6. Lausitzer Holzbaukunst – Die Holzhäuser der Ober- und Niederlausitz. Dem Band 7 „Raum-Erfahrungen – Leben in der Lausitz“ folgen: 8. Landschaft und Bergbau – Bildende Kunst der Lausitz im 20. Jahrhundert, 9. Mephisto im Revier – Theater der Bergarbeiter in Senftenberg. Vorgesehen sind weiter: Lausitzer Oasen – Pücklers Schaffen in Muskau und Branitz / Kolonie Marga – Moderne in Senftenberg und am Senftenberger See. Die Ausstellungen an unterschiedlichen Orten und die Buchkataloge gelten jenen Aktivitäten der „Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land“, die in einem mittlerweile über zehnjährigen Prozess die gewaltigen Sanierungs- und Rekultivierungsanstrengungen nach dem Braunkohleabbau und der Devastierung von über 60 Dörfern begleiten. Ziel dieser Bemühungen ist es, diesen aufwendigen Anstrengungen Sinngebung zu vermitteln, den verlorenen Landschaften wieder ein menschliches Gesicht zu verleihen im Wissen, dass das einmal Verlorene nicht zurückkehrt. Aus jenen Zusammenhängen sind die Ausstellungs- und Buchprojekte entstanden, die in Summe eine einzigartige landeskundliche Bestandsaufnahme bedeuten. Sie hat sich mit den modernen industriellen Entwicklungen und deren Folgen auseinander zu setzen, aber ist nicht den Gefahren der Heimattümelei und historischer Idyllik ausgesetzt, die solchen Projekten gewöhnlich anhaften. Die Themen der Ausstellungen und Bücher ergeben sich aus den gravierenden Problemen, welche die Lausitz seit Beginn ihrer Industrialisierung belastet haben. Sie widmen sich aber auch den bedeutungsvollen Entwicklungsimpulsen, welche die Landschaft in

älterer und neuerer Vergangenheit geprägt haben. Das geschieht in einer losen Folge. Aus dem Umfang des Vorhabens schält sich aber jetzt schon heraus, dass auf diese Art die Landschaft eine umfassende Beschreibung erfährt. In dieses Vorhaben ordnet sich der Band „Raum-Erfahrungen – Leben in der Lausitz ein“, der mit Unterstützung des Sorbischen Instituts/Serbski Institut in Bautzen entstanden ist.

Das Buch vereint in sich Texte unterschiedlicher Provenienz. Dies entspricht dem Charakter eines „Lesebuchs“, das es laut Untertitel sein will. Die meisten der Texte sind in anderen Zusammenhängen entstanden. Sie werden durch die Einordnung in ein Gliederungssystem mit den Abschnitten: Entwicklungsraum, Kommunikationsraum, Raumwechsel, Bildungsraum, Frauenräume, Spielraum, Sprachraum und der doppeldeutigen Bezeichnung Abraum, welche vom Terminus technicus für die abgetragenen Deckgebirge über den Braunkohlelagern abgleitet ist, in den Zusammenhang „Leben in der Lausitz“ gestellt. Neben den zumeist kleinformatigen Fotos, die die Texte illustrieren, wird der Ablauf durch zwei Bildessays „Landschaften“ und „Landleben“ des Cottbusser Fotografen Thomas Kläber mit Impressionen aus der Niederlausitz unterbrochen. In den einzelnen Abschnitten wechseln sich dann Gedichte, mehr oder minder poetische Texte und solche mit wissenschaftlichem Duktus ab. Dass dabei darauf verzichtet worden ist, die Quellen der Beiträge genau anzugeben, erscheint besonders bei den poetischen Texten als Mangel. Sind diese doch ganz unterschiedlichen Charakters und von unterschiedlicher poetischer Potenz. So bedarf etwa der am Anfang des Buches stehende Text „brigitta“ des Hoyerswerdaer Baggerfahrers und Barden Gerhard Gundermann der Erklärung aus der Persönlichkeit des Sängers und der Funktion als Liedtext. Er befindet sich sozusagen auf Augenhöhe mit dem Gedicht Róža Domašcynas: „Wendisch“, das als Einleitung des Abschnitts „Kommunikationsraum“ geboten wird. Es ist aber der Unterschied der poetischen Ebenen, der Erläuterung verlangt, wenn man nicht beiden Texten durch bloßen Bezug auf den von der Poesie absehenden Wortsinn Unrecht tun will. Dieser Mangel wird auch bei der Präsentation des Gedichts „Pina“ („Die Pein“) des Niedersorben Mato Kosyk empfunden. Das Gedicht des 1853 geborenen und schon in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in die USA ausgereisten Kosyk hat ganz andere Entstehungsvoraussetzungen als die abgedruckten zeitgenössischen Gedichte. Diese dürfen aber dem interessierten Leser nicht vorenthalten werden. Die Quellenangabe zum Gedicht mit dem Bezug auf eine Neuveröffentlichung im Jahre 2000 ist da mehr als irreführend.

Susanne Hose, die Herausgeberin des Buches, stellt in ihrem Vorwort die Behauptung auf: „Allerdings stellt gerade die administrative Zugehörigkeit und damit die Tatsache, dass Ober- und Niederlausitz zu keiner Zeit zusammen im Besitz eines Herren waren und somit nie eine Verwaltungseinheit bildeten, die Bezeichnung ‚Lausitz‘ in Frage.“ Daran schließt sie die Folgerung an, die dann zum tragenden Gedanken der Buchkonzeption gemacht wird: „Der einzige Grund, trotzdem von ‚der Lausitz‘ zu sprechen, sind die Sorben, die seit mehr als tausend Jahren in diesem Gebiet leben.“ (S. 7) Dieser Fehler wird dann in den einzelnen Artikeln des Buches durch exakte und kenntnisreiche Darstellungen der Verhältnisse wettgemacht, so vor allem in Klaus Muches Artikel „Entwicklungsraum Lausitz“ (S. 14 f.) und Peter Kunzes „Kirchen- und Schulpolitik in der Niederlausitz bis zum Ersten Weltkrieg“ (S. 51 f.). Die Fragwürdigkeit der Behauptung im Vorwort bleibt aber, ebenso wie der unverständliche Widerspruch zwischen dieser Behauptung und den anders lautenden Aussagen innerhalb des Buches. Der Begriff Lausitz für das ganze Gebiet zwischen Spreewald und Lausitzer Gebirge ist tatsächlich problematisch und sollte sinnvollerweise durch den Plural „Lausitzen“, nämlich Nieder- und Oberlausitz, ersetzt werden. Die Begründung dafür liegt

allerdings nicht in dem Umstand, dass beide Territorien „zu keiner Zeit zusammen im Besitz eines Herren waren", sondern darin, dass trotz des Umstandes, dass beide Lausitzen über fast ein halbes Jahrtausend den jeweils selben Herren gehörten, ihre Entwicklungen nicht immer konform verlaufen sind. Was jedoch andere Ursachen hatte, nicht die vermeintliche unterschiedlicher Herrschaft. Mindestens seit dem Frieden von Guben 1367/70, als die Brandenburger Askanier den Hauptteil der Niederlausitz an die Krone Böhmens verkauften, hatten beide Landschaften immer nur einen gemeinsamen Herren. Zuerst waren das die böhmischen Könige, nach 1635 – durch den Frieden zu Prag – die sächsischen Kurfürsten. Diese Herrschaftsausübung aus einer Hand blieb bis 1815 bestehen. Sie hatte also 445 Jahre Bestand. Dass die Stadt Cottbus und ihr nahes Umfeld eine Sonderentwicklung genommen hatten, ändert nichts an der grundlegenden Tatsache.

Klaus Muche eröffnet die Darstellung mit einem Text, der, wie das Ausgangskapitel selbst, „Entwicklungsraum Lausitz" überschrieben ist. Es ist jener im Buch, in dem die besondere Problematik des gequälten Territoriums am deutlichsten und konzentriertesten zu Tage tritt. Zugleich wird durch die Untersetzung der Gegenwartsprobleme mit der Darstellung der geschichtlichen Voraussetzungen des heutigen Zustands ein hoher Grad an Objektivität erreicht. Muche verbindet die ironische und selbstironische Schilderung der Betroffenheit der Lausitzer durch den Strukturwandel, welcher der Neubewertung der Braunkohle nach der Wende folgte, mit der sachlichen Darstellung der industriellen Geschichte der Lausitz seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Den Auftakt bildet das Schicksal des ehemaligen Bergmanns und Nachwendeunternehmers Bigalke, das mit seiner Aufbruchstimmung und letztlichen Vergeblichkeit symptomatisch für viele Schicksale der Zeit nach 1989 ist. In dem Zwischenkapitel „Stinkende Lausitz" wird die Maßlosigkeit der Probleme deutlich gemacht. Weil die Schilderung aus der kenntnisreichen Beschreibung der Gründe und Fehlentwicklungen erwächst, hebt sie sich wohltuend von den im Buch mehrfach auftretenden subjektiven Klagetexten ab. Auf Seite 16 stellt Muche fest: „Wohl keinen Industriezweig traf das Jahr 1989 so unvorbereitet wie die Energiewirtschaft." Hiermit nennt er den Grund dafür, weshalb die Lausitzen, auch im Vergleich zu anderen ostdeutschen Territorien, ein besonderes Schicksal erfahren haben und erfahren und dass der Titel des Buches „Raum-Erfahrungen – Leben in der Lausitz" eine besondere Veranlassung hat. Bitter ist die Bilanz des Neuanfangs: „Über schlechte Luft musste sich nach der Wende bald niemand mehr beklagen. Die Schornsteine erloschen, und die DDR wurde nahezu komplett aus der Bundesrepublik bedient." (S. 17) Und: „Das, was seither in Ober- und Niederlausitz passiert, kann man am ehesten mit ‚Wundenlecken' bezeichnen." (dto.) Es folgt dem die Ironisierung jener phantastischen Projekte dubioser Investoren und willfähriger Politiker vom Lausitzring bis zum Superprojekt „Karl-May-Land", deren Scheitern schon in den verfehlten Ansätzen begründet war. Eindrucksvoll die Schilderungen der Devastierungs- und Umsiedlungsprobleme am Beispiel des Dorfes Steinitz, die hier, im Gegensatz zu anderen Darstellungen vergleichbaren Geschehens im Buch, in ihrer tatsächlichen Widersprüchlichkeit geschildert werden. Bezeichnend, dass es Umweltaktivisten waren, die sich ungerufen zu Fürsprechern der Dörfler aufschwangen und den Prozess zum Stoppen brachten in einer Phase, in der sich diese längst mit dem scheinbar Unvermeidlichen abgefunden hatten. Muche bezeichnet in seinem Abschlusskapitel „Kreative Lausitz" als Hoffnungsträger die alternativen Aktivisten von Lieberose, die längst gescheitert sind, und von Lakoma, die in Nachfolge der umgesiedelten Altbewohner mit phantastischen Projekten und spektakulären Widerstandsaktionen den endgültigen Abbruch des Restdorfes aufzuhalten suchen. Er bietet damit interessante Lebensbilder aus

der heutigen Lausitz, aber wohl keine tragfähigen Neuansätze. Das gilt auch für die „Um- und Aussteiger“ im „Lebensgut Pommritz“ in der sächsischen Oberlausitz.

Der nachfolgende Text des sorbischen Schriftstellers Jurij Koch „Landvermesser“ bringt das Elend dieser Entwicklung in eindringlichen Dialogen zwischen den Generationen poetisch auf den Punkt. Der Sohn, Landvermesser im Auftrage der Braunkohlenindustrie geworden, bereitet die Eltern auf die Devastierung ihres Anwesens vor: „Wahrhaftig. Auf deine alten Tage kommt die Belohnung. Die Wohnung in der Stadt, ferngeheizt, hell und gemütlich, warmes Wasser aus silbernem Hahn, Nachbarn über Nachbarn ...“ Die Mutter: „Und wenn Milch und Honig aus goldenen Hähnen fließen ...“, sagt sie, und ging hinaus und „es war zu sehen, dass sie keinen Wein mehr bringen würde.“ (S. 25) Was der Leser hier wie an anderen Stellen des Buches vermisst, ist eine Erklärung der Entstehungsumstände des Textes. Die Angabe der relativ zufälligen sekundären Quelle bleibt, gerade weil es ein „Lesebuch“ sein soll, unbefriedigend.

Der Abschnitt „Kommunikationsraum“ zielt auf das Verhältnis der sorbischen/wendischen zur deutschen Sprache in der Lausitz, des Sorbischen/Wendischen zum Deutschen überhaupt.

Als Auftakt ist das lyrische Bekenntnis der sorbischen Dichterin Róža Domašcyna aus dem 1995 erschienene Bändchen „Zwischen gangbein und springbein“ mit der Überschrift „Wendisch“ abgedruckt. In dem Vers: „wendisch ist gestorben sagst du und speist / die worte mir ins gesicht dass es stumm wird / und silbe um silbe verschluckt die kinder /...“ (S. 27) formuliert sie die Trauer um den Verlust des Eigenen und die Permanenz der Überhebung der Fremden angesichts des Schicksals des sorbischen Volkes.

Das Bild von Verlust und Trauer wird dann aber im folgenden Text von Ingrid Hustädt „Ein Chamäleon in der Lausitz: Betrachtungen zur Identität“ eigentümlich kontrastiert. In gestelzter Sprache versucht die Autorin dem Leser ihr eigenes Verhältnis zur sorbischen Sprache und zum Sorbischen mitzuteilen. Dafür bemüht sie halbseitenlang Begriffsdefinitionen: Was heißt „Ich“, was „Kommunikation“, was „Identität“ usw. Die konkrete Darstellung der familiären Wurzeln und Lebensumstände der Autorin und des sich daraus ergebenden Wegs aus dem deutschem Milieu zur sorbischen Sprache und in das sorbische/wendische Umfeld der Niederlausitz ist dabei nicht ohne Reiz, weil in ihrer Schlichtheit etwas Exemplarisches vor allem für die sprachlichen und ethnischen Verhältnisse in der Niederlausitz aufscheint. Wenn sie dann aber unter der Überschrift „Chamäleon I“ ihren Zweifel ausspricht, dass auf die Frage „Bist du Sorbe oder Deutscher?“ es auch nur einen einzigen Menschen geben könnte, „der diese Alternativfrage zur ethischen Identität ohne jegliches Wenn und Aber eindeutig, korrekt mit Entweder-Oder zu beantworten in der Lage“ (S. 33) wäre, dann zeigt sich da eine Unkenntnis, die im Zusammenhang dieses Buches eigentlich unverzeihlich ist. Das Sorbische ist keine Spielform, sondern eine ethnische Realität. Die Sprache ist der heute lebenden Generation, einschließlich der jüngeren Jahrgänge, noch Muttersprache im echten Sinne sowie Alltagsprache. Freilich gilt das mehr für die Sorben der Oberlausitz und hier wieder mehr für die Sorben der katholischen Dörfer zwischen Bautzen und Kamenz. Aber dieses Wissen sollte man doch bei einer Autorin, die nach dem Bekenntnis im Text beruflich im sorbischen/wendischen Milieu tätig ist, voraussetzen können.

Ines Keller stellt im Kapitel „Raumwechsel“ die Integrationsprobleme der „Flüchtlinge und Vertriebenen in der Lausitz“ dar. Das geschieht mit einer erfreulichen Nüchternheit. Wobei vor allem jene Aspekte zur Darstellung kommen, welche die Identität der Lausitzen betreffen. Auch hier sind es wieder die sprachlichen Probleme, die durch den Einbruch der Fremden in die sorbischen Dörfer mit ihrem bis dahin noch mehr oder

minder stabilen Sprachmilieu gegeben waren. Erstaunlich mutet dabei bis heute das Memorandum der Domowina von 1947 an, aus dem Ines Keller zitiert. (S. 46) Es wandte sich gegen die Überfremdung, weil dadurch die Fortexistenz der sorbischen Ethnie gefährdet sei. Bedenkt man die Härte, mit der die Besatzungsmacht seinerzeit ihre Politik im Nachkriegsdeutschland durchsetzte, dann kann wohl nur das Hoffen auf eine gesamtslawische Solidarität den Ton des Domowina-Schreibens erklären. Freilich hat das wenig genutzt und es war wohl auch bei der Schwere der Probleme der Nachkriegszeit und der Notwendigkeit der Eingliederung von Millionen Umsiedlern eine besondere Behandlung des sorbischen Siedlungsgebiets gar nicht möglich. Die Domowina-Forderung beruhte gewiss von vornherein auf einer Illusion, was aber leider in der Darstellung nicht reflektiert wird. Bedauerlich sind auch Ungenauigkeiten, die sich vergleichbar an anderen Stellen des Buches finden. Weil es sich dabei nicht um irgendwie in den Text einfließende Nebenbemerkungen handelt, sondern um solche, die Kernpunkte der Darstellung betreffen, bleibt das unverständlich. So etwa, wenn der Begriff der Volksdeutschen, mit der eine Gruppe Vertriebener benannt wird, zwar in Anführungszeichen gesetzt, ansonsten aber unkommentiert gebraucht wird. Bevor man ihn sinnvollerweise zur Bezeichnung von Vertriebenen benutzen konnte, sind damit Aggressionsansprüche mit all ihren katastrophalen Folgen für die überfallenen Länder und Völker begründet worden. Im gleichen Sinne erscheint die Anmerkung bezüglich der Herkunft der 12,5 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen: „Davon kamen etwa sieben Millionen aus dem späteren polnischen Staatsgebiet, etwa drei Millionen aus der späteren Tschechoslowakei ...“. (S. 41) Die Ungenauigkeit solcher Formulierungen hat angesichts des Weiterschwelens der Konflikte gerade in Bezug auf die Vertreibung aus dem seit 1918 tschechoslowakischen Sudetenland eine irreführende Tendenz. Weniger prekär ist dagegen die irrtümliche Bezeichnung der Domowina von 1946 als sorbische Dachorganisation. (S. 41) 1946, als es andere sorbische Organisationen überhaupt nicht gab, konnte die Domowina keine Dachorganisation sein. Die Frage ob Dachorganisation oder, wie nach der durch Paul Nedo 1933 eingeleiteten Neustrukturierung und wie in der Periode bis 1990, Mitgliederorganisation, ist tatsächlich ein wichtiges Problem der Organisationsgeschichte der Domowina. An dieser Stelle ist eine ausführliche Schilderung der Verhältnisse nicht notwendig. Aber die Begriffe sollten nicht verunklärt werden.

Der mit „Bildungsraum“ überschriebene Komplex wird durch Peter Kunzes Beitrag „Kirchen- und Schulpolitik in der Niederlausitz bis zum Ersten Weltkrieg“ eröffnet. Gegliedert in vier Abschnitte – 1. Zwischen Toleranz und Unterdrückung unter sächsischer Herrschaft 2. Ein Sonderfall – der preußische Kreis Cottbus 3. Fortsetzung der rigorosen Linie durch den preußischen Staat nach 1815 4. Modifizierungen seit 1840 und 5. Verschärfte Germanisierung im Deutschen Kaiserreich – gibt Kunze eine materialreiche Darstellung der in der Tendenz immer auf die Unterdrückung der sorbischen Sprache ausgerichteten Kirchen- und Schulpolitik unter sächsischer und brandenburgisch-preußischer Herrschaft. Die sachliche Darstellung, die Darbietung vielfältigen Materials aus Verlautbarungen der Kirchen- und Schulbehörden, aber auch eindrucksvoller Beispiele des Widerstandes der sorbischen bäuerlichen Bevölkerung gegen die restriktive Sprachenpolitik, zeigen deutlicher als die subjektiven Klagen anderer Texte das Dilemma auf, dem die sorbische Bevölkerung über Jahrhunderte ausgeliefert war. Besonders eindrucksvoll für den Rezensenten ist der Brief der sorbischen Bauern des Dorfes Greifenhain an den Superintendenten von Calau vom 14. 10. 1823, in dem es heißt: „Kommt Blütchen [das war der der sorbischen Gemeinde vorgesetzte deutschsprachige Pfarrer – H. M.] mit seinen erbärmlichen Vorlesungen noch einmal auf unsere

Kanzel, so schwören wir Ihnen, daß wir Sie bei seiner Königlichen Majestät verklagen. Aus Schonung haben wir es Ihnen nur erst melden wollen. Machen Sie nun, was Sie wollen!“ (S. 61). Das ist ein eindrucksvolles Zeugnis sorbischer Selbstbehauptung, der Kraft, die den Lausitzer Sorben aus ihrem nationalen Bewusstsein erwächst und die vielleicht auch für die Zukunft Hoffnung auf das Weiterleben des sorbischen Volkes in den Lausitzen nährt.

Unter der Kapitelüberschrift „Frauenräume“ bemüht sich Susanne Hose um „Das Mutterbild bei den Sorben“. Sie referiert dabei Ergebnisse der zeitgenössischen Frauenforschung: „Das Mutterbild in der Volksdichtung“, „Das Mutterbild in bäuerlichen Verhältnissen“, „Das Mutterbild in bürgerlichen Verhältnissen“. Vom Allgemeinen ins Einzelne übergehend ordnet sie Belege aus der sorbischen Literatur- und Kulturgeschichte und Ergebnisse der Feldforschung den allgemeinen Aussagen zu. Auffallend dabei, dass es die kultische Überhebung des Mutterbildes, die anderwärts die Phasen der nationalen Bewegungen begleitete, auch bei den Sorben gegeben hat. Sie hat sich im Begriff der „serbska mać“, der „sorbischen Mutter“, niedergeschlagen. Das Thema wird an Schicksalen von Frauen in ländlich-bäuerlichen Verhältnissen abgehandelt. Das ist Ausdruck des Umstandes, dass sich die Spezifik der sorbischen Existenz vor allem in diesem Milieu ausgebildet und bewahrt hat. Mit der Verstädterung und Verbürgerlichung verschleifen sich die ethnischen Unterschiede. Vorsichtige Anfänge einer sorbischen Frauenbewegung, wie die im Text genannte, 1930 gegründete „Vereinigung sorbischer Frauen“, sind dann auch kaum mit den zeitgenössischen emanzipatorischen Frauenbewegungen vergleichbar gewesen. Sie zielte vielmehr darauf ab, die Frauen, jetzt auf einer relativ modernen Ebene, für den Erhalt des sorbischen Ethnikums aktiv werden zu lassen: „Die neue Zeit ... fordert auch von der sorbischen Frau, dass sie (...) sich fähig zeigt, kulturell für ihr Volk zu arbeiten“ (S. 78), hieß es in einer Veröffentlichung der neuen Vereinigung.

Neben dem sachlichen steht der lyrische Text „Pola was“, „Bei Euch“ des niedersorbischen Sängers Bernd Pittkunings, abgedruckt in einer deutschen und einer sorbischen Fassung. Er setzt ein mit dem sehr persönlichen poetischen Bekenntnis: „Manche glauben, dass die Sorben im Patriarchat leben. Manche Sorben glauben, dass die Mutter – Mać – das Sagen hat. Ich auch.“ (S. 70) Das ist eine Aussage, welche das Persönliche weit übersteigt.

Dietrich Scholze beschreibt im Abschnitt „Spielraum“**,** in welchen sich noch das Gedicht Jakub Bart-Ćišinskis: „O tempora, o mores!“ und Fabian Kaulfürsts Darstellung der „Rock- und Popmusik bei den Sorben“ einordnet, die Geschichte des „Laien- und Berufstheaters bei den Sorben“. Es ist die Geschichte von den späten Anfängen der Theaterkunst im Jahre 1862. Die Zöglinge des Wendischen Seminars in Prag führten am 2. Oktober jenes Jahres in ihrer Heimat überhaupt das erste Mal ein Theaterstück in sorbischer Sprache auf. Es handelte sich um das von den Studenten aus dem Tschechischen übertragene Stück „Rohowin Štyrirohač“. Die Aufführung wurde von dem bedeutenden sorbischen Erneuerer, dem Kaplan am Bautzener Domstift Michał Hórnik enthusiastisch als „herrliches Ereignis in der Entwicklung unseres nationalen Lebens“ (S. 89) gefeiert. Scholze schildert die am Anfang des 19. Jahrhunderts und dann in der Zwischenkriegszeit sich breit entwickelnde sorbische Theaterbewegung vor allem in der Oberlausitz. In der Niederlausitz waren, wie bei vielen sorbischen/wendischen Aktivitäten, die Impulse schwächer. Er beschreibt den komplizierten Weg über das 1948 eingerichtete Sorbische Volkstheater in Bautzen. Das erste Berufsensemble verfügte aber noch über keine eigene Spielstätte. Und er schlägt den Bogen zur heutigen sorbischen Theaterpraxis im 1963 durch den Zusammenschluss des Sorbischen Volkstheaters mit

dem Bautzener Stadttheater entstandenen Deutsch-Sorbischen Volkstheater und seinem erheblichen Anteil sorbischsprachiger Aufführungen. Bei denen konnte jetzt auf ein relativ breites eigenständiges sorbisches Repertoire zurückgegriffen werden. Wenn in dem Artikel als kulturpolitischer Auftrag des Minderheitentheaters formuliert wird: die Zuschauer zu bilden, zu belehren und zu erziehen (S. 92), greift das unseres Erachtens zu kurz. Aufgabe der sorbischen Literatur, die Dramatik eingeschlossen, ist ja wohl immer auch gewesen, durch Schaffung einer muttersprachlichen Atmosphäre zur Erhaltung und Reinigung der sorbischen Sprache, dieses wichtigen Integrations- und Identifikationsfaktors der sorbischen nationalen Bewegung, beizutragen. Nur so rechtfertigen sich auch die Posse und der Schwank als kulturelle Taten. Dieser Bedeutungszusammenhang zwischen Theater und Sprache war, wenn auch mit mehr als hundertjähriger Verspätung, bei den Sorben nicht so viel anders als bei den Deutschen in den Zeiten der Neuberin und Lessings.

Manche der Lesebuchtexte sind, bestimmte Erscheinungen rekapitulierend, beschreibende Darstellungen ohne Anspruch auf kulturgeschichtliche Vermittlung. Sie erhalten ihre Rechtfertigung erst aus dem Gesamtzusammenhang des Buches, weil sie Mosaiksteine zum Gesamtbild liefern. Dazu gehört gewiss der Artikel über „Rock- und Popmusik bei den Sorben“ von Fabian Kaulfürst. Der Autor benennt die im letzten Jahrzehnt aktiven Rockgruppen sorbischer Jugendlicher und versieht sie mit Covertext-ähnlichen Beschreibungen. Es ist gewiss ein Phänomen, dass sich tatsächlich eine breite, das Sorbentum bekennende Szene jugendlicher Rock- und Popmusik entwickelt hat und ihr Publikum findet. Bemerkenswert sind solche Sätze wie der, auf die Gruppe „Lózy hólcy“ („Böse Buben“) bezogene: „Weder eindringlicher Appell noch Logik können vor allem Kinder und Jugendliche so für die eigene Sprache begeistern, wie das die Kabarettisten auf ihre charmante, humorvolle Art und Weise ganz nebenbei erreichen.“ (S. 100) Das gilt auch für die resümierende Aussage: „Die vielfältigen Aktivitäten der jungen Musiker zeigen: Die sorbische Sprache lebt – nicht nur in verstaubten Folkloreschubfächern. Sie lebt auch und gerade in einer aktiven, wenn auch kleinen Pop- und Rockszene.“ (S. 103) Aber auch hier finden sich wieder jene sprachlichen bzw. begrifflichen Ungenauigkeiten, die mit dem repräsentativen Anspruch des Buches kollidieren. So wird der Name der sich nach einem Antidepressivum nennenden Gruppe „Deyzi Doxs“ aus dem obersorbischen Panschwitz-Kuckau zu „Daisy Dox“ (S. 97 und 103) abgewandelt.

Der mit „Sprachraum“ überschriebene Abschnitt wird durch zwei Artikel mit sprachwissenschaftlichem Anspruch abgegolten**.** Susanne Hose benennt unter der Überschrift „Bubak, Hajak und Kamurke ...“ Beispiele dafür, wie Wendisches in die deutsche Umgangssprache der Lausitzen eingegangen ist. Der Bautzener Sprachwissenschaftler Helmut Jentsch zeigt „Das Sorbische in Familien, Orts- und Flurnamen in der Niederlausitz“ auf. Ergänzt wird das Kapitel durch einen Lesetext des Cottbusser Schriftstellers und Verlegers heimatbezogener Literatur Klaus Muche – „Spreewoaldbitta selbstebrannt“. Letzterer bringt in seinem Text ironisch den berühmten „Spreewaldbitter“ mit der Methanolproduktion im ehemaligen Kombinat „Schwarze Pumpe“ im Zentrum der Lausitz in Verbindung. Er schreibt die Erzählung allerdings in einem deutschen Dialektslang, den als authentisch für die deutschen Spreewaldbewohner anzuerkennen dem Rezensenten schwer fällt. Hier hätte man gerade Erklärung erwartet, zumal der Text durch die beiden erläuternden Artikel eingeschlossen wird. Befremdlich wirkt, dass der vermeintliche Dialekt nicht nur den Akteuren der Geschichte in den Mund gelegt ist, sondern sich auch im erzählenden Zwischentext wiederfindet. Nur die verwunderten Spreewaldbesucher aus der Ferne scheinen dialektlos zu sprechen.

Susanne Hose zählt eine lange Reihe Wörter auf, die aus dem Sorbischen/Wendischen in die deutsche Alltagssprache, nicht nur der Lausitzbewohner, gedrungen sind. Helmut Jentsch nennt sorbische/wendische Quellen von Familien-, Orts- und Flurnamen. Erschütternd ist die Aussage am Schluss seines Artikels, dass jene Umbenennungen von Ortsnamen sorbischen Ursprungs in der Zeit des Nationalsozialismus, die im Kontext der antisorbischen, auf Ausrottung der slawischen Sprache gerichteten Unterdrückungsmaßnahmen erfolgt sind, „mehrheitlich“ weder in sozialistischer Zeit noch unter den demokratischen Verhältnissen der Bundesrepublik rückgängig gemacht wurden. Er nennt dafür Beispiele, so Bergheide, das eigentlich Gohra von niedersorbisch góra = Berg heißt, oder Märkischheide, dessen eigentlicher Name Weißagk von sorbisch wusoki = hoch heute verloren scheint. Diese Mitteilung ist in dem Jentsch-Artikel mit „Zur Umbenennung von Namen“ überschrieben, anstatt – wie es richtig heißen müsste – Umbenennung von Orten. Diese semantische Ungenauigkeit gehört, ebenso wie die Unterschrift „Transport mit dem Pferdeschlitten“ unter dem Bild eines Pferdewagens auf Seite 123, zu den sich leider häufenden Unerklärlichkeiten der Veröffentlichung, die wohl vor allem der Redaktion anzulasten sind.

„Abraum“ heißt das letzte Kapitel des Buchkatalogs. Hier ertönt die Klage über den unaufhaltsamen Verlust der Dörfer und die Zerstörungen der Landschaften durch das Vorrücken der Braunkohlenindustrie. „streicht mein dörfchen aus der karte / nur aus meiner seele nicht“ – artikuliert der Sänger Gerhard Gundermann in dem Lied „spricht der Teufel“ (S. 142), das den Band beschließt, die unendliche Trauer. Die beiden anderen Texte dieses Abschnitts: „ ... wird schon, wird schon!“ von Udo Tiffert und „Lakoma im Koma“ von Ines Neumann protokollieren die Agonie des Dörfchens Lakoma, das seit 20 Jahren auf seinen endgültigen Abbruch wartet. Zwischen Auszug der ursprünglichen Bewohner und dem endgültigen Abbruch haben junge Leute von den leerstehenden Häusern Besitz ergriffen und praktizieren nun alternative Lebensformen. Sie haben den Kampf um die Erhaltung der Ortschaft und der umliegenden Teichlandschaft übernommen. Von den einstigen Bewohnern wurde der Ort ohnehin längst aufgegeben. Die Texte – der von Udo Tiffert in einer forcierten, sehr subjektiven Schreibweise, der von Ines Neumann mehr die Vorgänge der letzten 20 Jahre beschreibend – formulieren Betroffenheiten auf eindringliche Art. Sie verweisen auf ein Problem, das für Lakoma aktuell ist: „Während Sie dies lesen, gibt es vielleicht auch kein ‚Lakoma im Koma‘ mehr.“ (S. 141) Lakoma spiegelt aber das Dilemma wider, das die Lausitzen, und hier mehr die Nieder- als die Oberlausitz, in den Jahrzehnten des Braunkohlenabbaus zu einer gebeutelten, über weite Räume unbewohnbaren Landschaft gemacht hat.

Hans Mirtschin